

Freidenker aus dem East-End

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1956-2007]**

Band (Jahr): **58 (1975)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-412239>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ren aufgehört hatte, durch die Oekumenische Bewegung ein Ende und übergab somit seinem unglücklichen Nachfolger als Erbe ein wahrhaftiges Wespennest. Die Leute zum Sprechen zu bringen, ist ein verhältnismässig leichtes Unternehmen; den Redeschwall nach einer vierhundert Jahre langen Schweigezeit wieder einzudämmen, benötigt aber eine viel grössere Anstrengung. Paul VI. hat in dieser Beziehung versagt. Pfürtner, Küng, Mynarek und andere katholische Theologen haben sich offen gegen den Vatikan aufgelehnt. Werden die Nachfolger Pauls VI. die bedingungslose Autorität wieder durchsetzen können? Falls dieses Jahr ein neuer Papst gewählt werden muss, steht die Kirche vor einer fundamentalen Entscheidung: Kann sie sich behaupten oder wird sie zusammenbrechen? Sie steht am Scheideweg. Entweder muss sie sich der heutigen Zeit in allen Gebieten der menschlichen Existenz (Gesellschaft, Wissenschaft, Politik, Wirtschaft und Technologie) anpassen oder sich unter Führung der alten geistlichen Garde zum letzten Sturmangriff gegen den Fortschritt rüsten. Unter den gegenwärtigen Umständen wird die Kirche nicht erfolgreicher sein als damals Napoleon mit seinen alten Kämpfen bei Waterloo. Der nächste Papst wird all seine angebliche Unfehlbarkeit nötig haben, um sich aus der unangenehmen Zwangslage befreien zu können.

Es ist keinesfalls gewiss, dass der Nachfolger von Paul VI. auch ein Italiener sein wird, wie es seit der Gegenreformation immer der Fall war. Es ist nicht einmal sicher, ob der neue Stellvertreter Christi ein Weissler westlicher Kultur sein wird. Anlässlich einer kürzlich stattgefundenen Bischofssynode meldeten schwarz-afrikanische Stimmen laut und deutlich ihre Forderungen an. Es wurde klar erwähnt, dass der Katholizismus nicht mehr als europäischer Exportartikel zu betrachten und die Epoche des weissen Imperialismus in geistlichen Gewändern zu Ende sei. Ein Nachfolger der Apostel verstieg sich sogar zur Behauptung, dass im Jahre 2000 Afrika mit 200 Millionen Gläubigen zum Zentrum der weltumfassenden Kirche würde. Können wir letzten Endes beweisen, dass Petrus ein Arier oder überhaupt ein Weissler war? Ohne Zweifel werden bald Bischöfe anderer Erdteile ähnliche Thesen auf-

stellen. Dies mag uns vielleicht einen kleinen Augenblick befremden; jedoch dürfen wir nicht vergessen, dass Europa heute nicht mehr der Nabel der Welt ist. Unser alter Kontinent hat mit der Entkolonialisierung abgedankt; somit hat aber auch der Vatikan, welcher in früheren Jahrhunderten den europäischen Imperialismus unterstützte — denken wir dabei nur an die Schaffung des portugiesischen und spanischen Weltreiches —, bei den Völkern der sogenannten Dritten Welt viel Prestige verloren. Die Rolle Roms mag in Zukunft vielleicht eher in einem Bindeglied als in einer Führungsmacht bestehen, das heisst, zu einer Art weltumfassender Verrechnungsstelle — eine Art geistliches Zürich (internat. Finanzplatz) — werden. Der Katholizismus muss, wenn er nach wie vor eine Rolle in der Weltpolitik spielen will, sich der neuen Zeit an-

Freidenker aus dem East-End

In einem reich illustrierten Buch «East-End Jewish Radicals 1875 — 1914» berichtet William J. Fishman über die Entwicklung eines jüdischen Freidenkertums im East-End Londons. Aron Liebermann, ein russischer Journalist, begründete dort 1876 die «Hebrew Socialist Union», die — von der traditionellen jüdischen Gemeinde als christliche Tarnorganisation bekämpft — sozialistische und antikerikale Propaganda betrieb. Dreizehn Jahre später kam es bereits, in Imitation der «Kirchenparaden der englischen Sozialisten», in der Great Synagogue zu jüdischen Tempelparaden (was man heute ein Sit-in nennen würde). Der «Jewish Chronicle» klagte, dass die Rabbiner mit den kapitalistischen Ausbeutern auf eine Stufe gestellt und damit die jüdischen Arbeiter zur Religionslosigkeit getrieben würden. Unter S. Yanovsky, einem amerikanischen Journalisten, wurde die atheistische Note noch verstärkt:

«Nicht der oberste Gott — rief er — bestimmt, was für ein Los euch in diesem Jahr beschieden sein soll, nein, das tut ein anderer, irdischer Gott und sein Name ist Mammon . . . Von ihm müssen wir uns völlig befreien.»

Als er 1895 nach den USA zurückging, geschah etwas ganz Unerwartetes. Ein deutscher Buchbinder, der kein Jude war, aber mit einer jüdischen Anarchi-

passer, mag sein Oberhaupt nun diese oder jene Hautfarbe haben. Soweit der Bericht unseres englischen Gesinnungsfreundes.

Dass es in Rom schon seit längerer Zeit brodelt, ist uns keine unbekanntere Tatsache. Ob der Papst ein Schwarzer, Gelber oder Weissler sein wird, ändert nichts daran, dass ein religiöses Oberhaupt mit allen Propagandamitteln versucht, seine Macht bei den Gläubigen durch Drohungen mit imaginären Strafen zu festigen. Damit sich aber keine religiöse Diktatur etablieren kann, gilt es, die Menschen von dogmatischen, religiösen Wahnideen zu befreien, und zwar nicht mit Gewalt — wodurch nur Märtyrer geschaffen würden —, sondern mit überzeugenden Argumenten. In diesem Sinne zu wirken möge die Aufgabe für uns Freidenker sein.

Max P. Morf

stin, Millie Witcop, nach England gekommen war, gab in jiddisch den «Arbeter Frint» heraus und leitete die jüdisch-sozialistische Bewegung bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Rudolf Rocker und seine Lebensgefährtin wollten zuerst nach Amerika, aber die Einreise wurde ihnen nicht gestattet, weil sie nicht verheiratet waren. Rocker beschrieb, wie eine ältere Frau die beiden verhörte; er erwiderte:

«Unser Bund ist eine freie Ueberkunft zwischen meiner Frau und mir; es ist eine rein persönliche Angelegenheit, die nur uns angeht und wir brauchen dafür keine gesetzliche Bestätigung.»

Die alte Dame blickte geradewegs auf Millie und sagte: «Als Frau können Sie doch nicht darauf eingehen; sehen Sie denn nicht in welcher Gefahr Sie sich begeben? Ihr Mann kann Sie verlassen, wann immer es ihm passt und Sie haben keine gesetzlichen Möglichkeiten ihn zu halten.»

«Wollen sie damit sagen — fragte Millie —, dass ich als Frau es meiner würdig erachten sollte, einen Ehemann zu fesseln, der mich nicht mag, nur durch die Kraft des Gesetzes? Wie kann das Gesetz die Liebe eines Mannes erhalten?»

«Das ist das erste Mal — sagte die Frau vorwurfsvoll — dass ich eine Frau so sprechen höre. Wenn jeder

das Gesetz hinsichtlich Heirat so missachtet, käme es zu freier Liebe». «Liebe ist immer frei», erwiderte Millie. «Wenn Liebe aufhört frei zu sein, ist sie Prostitution.»

Sie weigerten sich zu heiraten und gingen nach England zurück und die «Arbeiter Zeitung» kommentierte in Schlagzeile «Liebe ohne Ehe oder Ehe ohne Liebe?»

Millies Schwester Rosa war im übrigen eine führende Propagandistin für Geburtenkontrolle und stand 1923 wegen Verkaufs von empfängnisverhütenden Mitteln vor Gericht.

Rocker sprach sich dagegen aus, dass jüdische Hitzköpfe die Religiösen an ihren grossen Feiertagen provozierten und vor der Synagoge Schinkenbrote assen oder am Samstag rauchten, was oft zu Schlägereien führte, das Eingreifen der Polizei und Gerichtsverfahren zur Folge hatte. Niemand, sagte er, hat das Recht, anderen zu verbieten zu tun, was sie für gut finden, er wollte konstruktive, nicht destruktive Propaganda. Es klingt ironisch, aber der Christ Rocker hatte solches Ansehen unter den jüdischen Sozialisten seiner Zeit, dass sie ihn als ihren «Rabbi» betrachteten!

Nach dem Ersten Weltkrieg und der Oktoberrevolution in Russland zerfiel die Bewegung und ihre Mitglieder spalteten sich in Kommunisten und Zionisten. -fg-

Bekehrung

Als ich 1925 nach Amerika ging, um Philosophie zu lehren und mich weiterhin von ihr belehren zu lassen, predigte ich den Amerikanern von den Vorzügen der Staatskirche in der Schweiz. Im Gegensatz zu ihren unzähligen Sekten, so meinte ich damals, garantiere der Staat eine wissenschaftliche Bildung aller Pfarrer; die Gemeinden könnten also nur die wählen, und das sei ihre Freiheit, welche durch sprachliche Studien an den Gymnasien und durch Fachausbildung an den staatlichen theologischen Fakultäten gründlich vorbereitet seien. Die Staatskirche verhindere ausserdem, dass die Kirchen von Geldgebern und den subjektiven Meinungen ihrer Mitglieder abhängig würden. In unsern, den schweizerischen Kirchen, sei der Besuch freiwillig und stehe allen offen; die Geistlichen müssten nicht ihre Kraft dazu verwenden, be-

ständig den Geldbeutel zu schwenken.

Die Amerikaner hörten mir liebenswürdig und nachsichtig lächelnd zu. Ihre Haltung war von einer ausgelüfteten Gelassenheit und geduldigen Verstehens. Sie hatten ja die reichste Erfahrung verschiedenartiger Mannigfaltigkeit religiöser Bekenntnisse in ihrem weiten Land. (Die «Variety of religious Experience» ist der Titel eines ausgezeichneten Buches des grossen amerikanischen Philosophen William James.) Sie hatten schon vor zweihundert Jahren eingesehen, dass man dieser Mannigfaltigkeit freien Spielraum gewähren müsste. Das war die grosse Einsicht der Väter der amerikanischen Verfassung, die 1776 allen europäischen Staaten um zweihundert Jahre voraus waren! Meine Zuhörer machten nicht den leisesten Versuch, mich zu «bekehren», denn sie waren ihrer Sache sicher. Und allmählich begriff ich, dass sie Recht hatten. Die Trennung von Kirche und Staat hat sich zum Heile beider bewährt. Meine Bekehrung erfolgte ganz von selbst. Heute, nach meiner Heimkehr in die Schweiz, begreife ich nun nicht mehr, wie man die Unzahl religiöser Gemeinschaften unter einen staatlichen Schutz stellen will, es geht nicht. Es ist sachlich unmöglich. Ein geschichtlich gewordener Zopf! Eine mittelalterliche Borniertheit!

Wer seine Kirche will, soll für sie aufkommen. Wer sie nicht will, den soll der Staat nicht mit kirchlichen Vorstellungen und Gebräuchen behelligen. In Amerika gibt es zwar Kirchen die von Reichen finanziert werden. Es gibt aber auch unzählige andere, die bescheiden dran sind und von Armen zusammengehalten werden. Es gibt Kirchen, wo der Pfarrer mit den abergläubischen Phantasien seiner Gemeinde vollkommen übereinstimmt (er ist nicht dazu gezwungen). Andere sprechen sich ganz frei aus.

Allen Amerikanern, ob sie zu Kirchen gehören oder nicht — zu den zwei bis dreihundert «Denominationen» gehören heute in Amerika nur etwas mehr als die Hälfte der Bevölkerung, daneben gibt es Dutzende von nichtchristlichen Sekten. — Ich sage, allen Amerikanern ist es rein unverständlich, dass der Staat in der Lage sein sollte, die eine oder die andere Kirche unter seine Obhut zu nehmen; auch wenn vor leeren Bänken gepredigt wird. Die Kirchen sollen beweisen, dass sie ge-

fragt sind — statt eine Einheit einer Staatskirche vorzutauschen, die in Wirklichkeit gar nicht besteht.

An den amerikanischen Universitäten besteht keine theologische Fakultät. An der Universität Bern bestehen sogar zwei — warum nicht drei? Die römische Kirche ist ja auch nicht bernische Staatskirche! Dagegen gibt es an den amerikanischen Universitäten «Schools of Religion», wo vergleichende Religionsgeschichte, Psychologie und Philosophie der Religion gepflegt wird. So fehlt es den künftigen Geistlichen auch in Amerika durchaus nicht an wissenschaftlicher Ausbildung. Wer dann nachher in den Dienst seiner Kirche treten will, besucht die «Seminaries» seiner Kirche. So ist es in Ordnung und sollte es auch bei uns sein.

Denn Theologie ist keine Wissenschaft, sondern ein Anwaltschaft: Jede Theologie verteidigt eine beschränkte Religionsform als die einzig wahre und selig machende (Orthodoxie); sie bestreitet andere Religionen als falsch und verderblich (Apologetik); sie bringt den Glauben ihrer Kirche auf feste Verstandesformeln, die gelernt werden können (Dogma, Katechismus). Deshalb ist die Theologie unduldsam und ausschliessend: Die Religionskriege und Ketzerverfolgungen haben das sattsam bewiesen. Religionsverfolgung ist eine christliche Uebung. Die alten Römer hätten einen solchen Missbrauch der Sprache und der Handlung überhaupt nicht verstanden. In der römischen Geschichte gibt es keine Religionskriege. Was die Christen Religionsverfolgung nannten, stammte aus ihrer eigenen Mentalität. Was sie so ganz falsch interpretierten waren Polizeiaktionen, gerichtet gegen bürgerlichen Ungehorsam und gegen die Untergrabung des Staates. Die Christen bildeten einen Staat im Staate. So sagt zum Beispiel der fanatische Kirchenvater Tertullian, ein christlicher Kerzenmacher dürfe keine Kerzen an «Heiden» verkaufen, weil sie sie zu Ehren ihrer «Götzen» anzünden könnten. Die schwarzen Moslems in Amerika (seit 1930) führen sich heute ähnlich auf: Sie wollen eine schwarze, mohammedanische Nation, die wirtschaftlich, politisch und religiös nicht zu Amerika gehört — einer ihrer Glaubensdogmen ist, dass der weisse Mann vom Teufel sei.

In der reformierten Schweiz wird gegen die Trennung von Kirche und